Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 87 (2016)

Heft: 10: Die Kesb im Visier : was die Behörde wirklich tut - und was sie nicht tut

Artikel: Avenir-Suisse-Bericht zur Pflegeheimgrösse liegt falsch : es gibt keine ökonomisch optimale Bettenzahl

Autor: Köppel, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-804222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Avenir-Suisse-Bericht zur Pflegeheimgrösse liegt falsch:

Es gibt keine ökonomisch optimale Bettenzahl

Seit Jahren kursieren Aussagen, dass Pflegeheime 60 bis 80 Pflegeplätze haben müssten, damit sie wirtschaftlich arbeiten könnten. Andere Quellen nennen 80 bis 120 oder 80 und mehr Plätze. Einer Überprüfung hält dieser Zusammenhang aber nicht stand. Kleine Heime wirtschaften ebenso gut.

Von Ruth Köppel*

Die Behauptungen zu den optimalen Bettenzahlen wurden anhand der Pflegeheim-Kennzahlen 2014 überprüft. Das Fazit: Zwischen der Anzahl Plätze und den Kosten gibt es keinen nennenswerten Zusammenhang. Dies beseitigt Vorbehalte gegenüber kleineren Heimen und ermöglicht niederschwellige, wohnortnahe Angebote.

Erwartete Grössenvorteile

Die Frage der kostenoptimalen Grösse ist bei der Planung von Pflegeheimen wichtig, um die beschränkt vorhandenen Mittel wirtschaftlich einzusetzen. Mit dem kürzlich veröffentlichten Bericht von Avenir Suisse gewinnt sie wieder an Aktualität, denn darin steht erneut, dass «die ökonomisch optimale Heimgrösse bei einer Bettenzahl zwischen 60 und 80» liege, und für Heime mit weniger Betten wird der Begriff «suboptimale Grösse» verwendet. Derartige Aussagen hinterlassen in der Alterspolitik ihre Spuren: Zum Beispiel soll im Kanton Wallis gemäss Pflegeheimplanung 2016 bis 2020 in Zukunft die Schaffung von kleinen Einheiten mit weniger als 60 Betten nur noch in Gebieten möglich sein, die weit entfernt von einem bestehenden Alters- und Pflegeheim liegen, und in der Zürcher Gemeinde Bassersdorf forderte vor einigen Jahren eine Gruppe von Ärzten, dass das bestehende Heim nicht nur zu sanieren, sondern aus betriebswirtschaftlichen Überlegungen in Kooperation mit der Nachbargemeinde auf 80 Pflegebetten zu erweitern sei.

In der Praxis beobachtet man jedoch häufig, dass grosse Heime keineswegs günstigere Tarife anbieten als kleine und dass bei den grossen auch die Restkosten der öffentlichen Hand nicht geringer sind. Welches Bild vermitteln die aktuellen Pflegeheim-Kennzahlen des Bundesamts für Gesundheit (BAG), die auf den Somed-Daten 2014 basieren, bezüglich Grössenvorteilen?

Es gibt keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl Plätze und Kosten für einen Betreuungstag.

Analyse der Daten aller Schweizer Heime

Die Sektion Datenmanagement und Statistik des BAG berechnete die Korrelation der Anzahl Plätze und der Kosten pro Beherbergungs- respektive pro Pflegetag. Unter Berücksichtigung der Pflegeintensität kommt sie zum Schluss: «Der Zusammenhang ist unbedeutend.»

Auch eine ausführlichere Analyse der BAG-Kennzahlen der Schweizer Pflegeheime 2014 kommt zum gleichen Ergebnis: Es gibt kaum einen Zusammenhang zwischen der Anzahl Plät-

* **Ruth Köppel,** Dr. oec. HSG, ist spezialisiert auf betriebswirtschaftliche Fragen und Beratungen von Pflegeheimen, Trägerschaften und Gemeinden.

ze und den Kosten für einen Beherbergungstag mit Pflegestufe 5 und den dafür eingesetzten Stellenprozenten. Das gleiche Bild zeigt sich auch bei der Pflegestufe 5.8, die dem Durchschnitt der 1513 ausgewerteten Institutionen entspricht. Nun könnte es aber sein, dass zwar der Zusammenhang zwischen der Anzahl Plätze und den Stellen sowie den Kosten pro Beherbergungstag insgesamt unbedeutend ist, dass aber die mittelgrossen Heime effizienter arbeiten als die kleineren und die ganz grossen. Diese These wurde überprüft, indem die Heime nach Grössenklassen ausgewertet wurden.

Die optimale Grösse wird irrelevant. Wichtig wird die Frage: Was ist wirtschaftlich?

Keine kostenoptimale Pflegeheimgrösse

Aus einem Ergebnis der Untersuchung nach Grössenklassen lassen sich folgende Aussagen ableiten: Insgesamt steigen die pro Beherbergungstag in Pflegestufe 5.8 benötigten Stellenprozente mit zunehmender Grösse der Heime ganz leicht an. Jedoch benötigen Institutionen mit weniger als 20 Plätzen 4 Stellenprozente mehr pro Beherbergungstag (<20 Plätze: 104 Prozent, Durchschnitt: 100 Prozent). Im Gegensatz dazu kommen aber Heime mit 20 bis 29 Plätze durchschnittlich mit 6,2 Stellenprozenten weniger aus.

Insgesamt sind die Unterschiede zwischen den Grössenklassen klein, und viel bedeutender sind die Unterschiede innerhalb der einzelnen Klassen – ganz besonders bei Heimen mit weniger als 30 Plätzen.

Das Fazit: Die Aussage, dass mittelgrosse oder grosse Heime wirtschaftlicher arbeiten als kleine, hat sich nicht bestätigt. Dadurch wird das Ziel, die optimale Grösse zu erreichen, irrelevant, und an seine Stelle tritt die Frage, worauf die Führungen von Heimen unterschiedlicher Grösse achten müssen, damit sie wirtschaftlich arbeiten.

Besonderheiten von Heimen unterschiedlicher Grösse

Schaut man nur die einzelnen Funktionsbereiche an, so kann folgende Art von Rechnung schnell zur Forderung nach zusätzlichen Plätzen führen:

- Mit der bestehenden Kücheninfrastruktur könnten pro Mahlzeit nicht nur 50, sondern 80 und mehr Essen produziert werden.

>>

Klein und effizient: Alters- und Pflegezentrum Stammertal, Oberstammheim ZH. Foto. zvg

- Die vorhandenen Waschmaschinen könnten an 7 Tagen pro Woche während 14 Stunden genutzt werden und nicht nur an 2 Tagen während 6 Stunden.
- Zwei Nachtwachen könnten 70 und nicht nur 40 Bewohner und Bewohnerinnen pflegen und betreuen.

Nicht sichtbar werden bei dieser Rechnung jedoch die zusätzlich entstehenden Schnittstellen und der dadurch steigende Bedarf an Regelungen und Administration. Ein Beispiel ist die Verpflegung: In einer Pflegewohngruppe kochen die gleichen Mitarbeitenden, die auch pflegen und betreuen. Wie in einem Familienhaushalt braucht es keine Auswahl an Menüs, sondern die einzelnen Bewohnenden bringen ihre Wünsche in den Wochenplan ein. Schwieriger ist dies in einem Heim mit 100 Bewohnerinnen und Bewohnern: In diesem hat es die Küche mit vier bis acht verschiedenen Wohnbereichen sowie einem Speisesaal zu tun, und bei so vielen Bewohnenden wird das Erfüllen von Menüwünschen schwierig. Deshalb müssen ihnen Auswahlmenüs angeboten werden, was bei kognitiv beeinträchtigten Menschen einen recht aufwendigen Bestellprozess zur Folge hat. Welche Starrheit Schnittstellen zur Folge haben können, illustriert die Aussage eines Pflegewohngruppenleiters: «Ich kenne Heime, da wird eine Sitzung einberufen, wenn eine Bewohnerin etwas anderes essen will, als auf dem Menüplan steht.»

Fazit: Jede Grösse von Heim hat Vor- und Nachteile. Ein Plus ist die Nähe zum Wohnort.

Weiterführende Literatur:

Cosandey, Jérôme (2016): Neue Massstäbe für die Alterspflege, Kantonsmonitoring 7, Avenir Suisse, Zürich;
Köppel, Ruth (2016): Optimale Grösse von Pflegeheimen – Analyse der vom Bundesamt für Gesundheit veröffentlichten Somed-Daten 2014, Rikon;
Curaviva Fachzeitschrift (2016): Wohn- und Pflegemodell 2030 von Curaviva Schweiz – Die Zukunft der Alterspflege.

Link zur Analyse der vom Bundesamt für Gesundheit veröffentlichen Somed-Daten 2014 («Optimale Grösse von Pflegeheimen»): www.orgavisit.ch/Heimgrösse.pdf

Das Fazit: Jede Grösse von Heim hat ihre spezifischen Vor- und Nachteile. Nun ist gerade bei kleineren Heimen die Streuung bezüglich Wirtschaftlichkeit und Effizienz besonders gross, und die Vermutung steht im Raum, dass teilweise ein Schulungsbedarf in betriebswirtschaftlicher Führung kleiner Heime und Pflegewohngruppen besteht.

Nähe zum Wohnort eröffnet zusätzliche Möglichkeiten

Grössere Heime mit spezialisierten Angeboten sind unbestrittenermassen ein wesentlicher Bestandteil jeder Angebotspalette für pflegebedürftige ältere Menschen. Für den Ansatz «ambulant vor stationär» respektive «ambulant und stationär» sind jedoch auch niederschwellige, wohnortnahe Angebote wichtig, wie folgendes Beispiel eines kinderlosen, betagten Mannes illustriert: Herr Müller lebte jahrzehntelang symbiotisch mit seiner Frau zusammen, bis sie vor einem Jahr nach kurzer Krankheit starb. Seither geht er ins nahegelegene Alterszentrum essen. Die Heim- oder Pflegedienstleiterin schaut jeweils bei ihrem mittäglichen Rundgang, wie es ihm geht, und sie konnte ihn dazu bewegen, einmal probehalber am «Männertreff» teilzunehmen (so heisst das Donnerstagangebot der Tagesbetreuung). Seither kommt Herr Müller am Donnerstag den ganzen Tag und bringt gleich noch seine Wäsche zum Waschen mit. Ausserdem hat er angefangen, montags einen der Männer vom Treff, dem es weniger gut geht als ihm, zuhause abzuholen und zum Mittagessen mitzubringen. Herr Müller weiss, dass man im Zentrum für ihn ein Notbett aufstellen würde, wenn es ihm einmal nicht gut gehen sollte. Und dann kennt er auch bereits die Spitexfrauen, die ihr Büro im Zentrum haben, und ihn nötigenfalls zu Hause pflegen würden.

Ein derartiges wohnortnahes Angebot mit durchgängigen ambulanten bis stationären Leistungen benötigt kleinere Organisationen als eine regional ausgerichtete Versorgung. Und so macht sich richtigerweise auch das Wohn- und Pflegemodell 2030 von Curaviva Schweiz stark für kleinere Institutionen: «Die Infrastruktur ist nicht mehr zwingend zentral und gross, sondern eher klein und dezentral (sozialraumorientiert).» ●

Anzeige

CURAVIVA.CH

LEBENSQUALITÄT – SPRECHEN SIE IN IHRER INSTITUTION EINE GEMEINSAME SPRACHE?

www.curaviva.ch/qualitaet